

DIE FREIHEIT EINES CHRISTENMENSCHEN UND IHRE VERPFLICHTENDEN FOLGEN

I.

Die menschliche Freiheit als kostbares Gottesgeschenk

Friedrich Schiller stellt in zwei Gedichten den Worten des Wahns die Worte des Glaubens gegenüber: Freiheit, Tugend, Gott. So beginnt sein Text: „Drei Worte nenn ich euch, inhaltschwer, sie gehen von Mund zu Munde, doch stammen sie nicht von außen her, das Herz nur gibt davon Kunde. Dem Menschen ist aller Wert geraubt, wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt. Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und würd er in Ketten geboren; laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei, nicht den Mißbrauch rasender Toren. Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, vor dem freien Menschen erzittert nicht.“

In seinem Aufsatz über das Erhabene schreibt Schiller: „Der moralisch gebildete Mensch, und nur dieser, ist ganz frei. Entweder er ist der Natur als Macht überlegen, oder er ist einstimmig mit derselben. Nichts, was sie an ihm ausübt, ist Gewalt, denn eh es bis zu *ihm* kommt, ist es schon seine eigene Handlung geworden, und die dynamische Natur erreicht ihn selbst nie, weil er sich von allem, was sie erreichen kann, freitätig scheidet. Diese Sinnesart aber, welche die Moral unter dem Begriff der „Resignation in die Notwendigkeit“ und die Religion unter dem Begriff der „Ergebung in den göttlichen Ratschluß“ lehret, erfordert, wenn sie ein Werk der freien Wahl und Überlegung sein soll, schon eine größere Klarheit des Denkens und eine höhere Energie des Willens, als dem Menschen im handelnden Leben eigen zu sein pflegt.“

Bonhoeffer schreibt dazu in seiner christlichen Ethik¹: „Indem Jesus den Menschen unmittelbar Gott unterstellt, in jedem Augenblick neu und anders, gibt er der Menschheit das gewaltigste Geschenk wieder, das sie verloren hatte: die Freiheit. Das christliche ethische Handeln ist ein Handeln aus Freiheit, aus der Freiheit eines Menschen, der nichts an sich selbst und alles an seinem Gott hat, der immer neu sein Handeln durch die Ewigkeit

bestätigen und bekräftigen läßt... Wer die Freiheit aufgibt, gibt sein Christsein auf. Der Christ steht frei ohne irgendwelche Rückendeckung vor Gott und vor der Welt, auf ihm allein ruht die ganze Verantwortung dafür, wie er mit dem Geschenk der Freiheit umgeht. Durch diese Freiheit aber wird der Christ im ethischen Handeln schöpferisch... Die hergebrachte Moral – auch wenn sie für christlich ausgegeben wird –, die öffentliche Meinung – sie können für den Christen nicht zum Maßstab seines Handelns werden.“

II.

Die zwei Seiten dieser Freiheit

Luther entfaltete diese von Gott geschenkte Freiheit des Christenmenschen nach beiden Seiten: Sie macht ihn durch den Glauben zum *freien Herrn*, zugleich aber zum *dienstbaren Knecht* durch die Liebe. Dabei will Luther – im Unterschied zu vielen anderen Theologen – nicht zuerst einen Lehrsatz abhandeln. Gerade die Freiheit ist für ihn ein Ausfluß seines Glaubens und der gnädigen Erfahrung von Gottes annehmender Liebe. Überraschenderweise ist Luthers Trost in Anfechtungen und die Legitimation seines reformatorischen Handelns nicht eine Aussage des Neuen Testaments, nicht die Botschaft der Auferstehung, auch nicht die Predigt vom Reiche Gottes, sondern das erste Gebot. Glaube und Ethik sind darin zusammengefaßt: „Ich bin der Herr, dein Gott“ heißt, ich bin dein Gott auch, wenn du dich in Ausweglosigkeit verrannt hast, auch dann, wenn du deinen Auftrag nicht verstehst, auch wenn der Teufel dir als Christus erscheint und dich an allem irre macht. Der Glaube, schreibt Luther, ist die Erfüllung des ersten Gebotes.

„Wenn du nun, von Irrtümern einmal abgesehen, nichts weiter wärest als Gute Werke, wärest du doch nicht gerecht, ehrtest du dennoch Gott nicht, erfülltest auch nicht das erste Gebot; denn Gott kann nicht anders geehrt werden, als daß ihm die Wahrheit und alles Gute zugeschrieben wird – so wie es sich auch in Wirklichkeit verhält. Das machen aber nicht die Guten Werke, sondern allein der Glaube des Herzens. Nicht im Wirken, sondern im Glauben ehren wir Gott und bekennen ihn wirklich. Darum ist der Glaube allein die Gerechtigkeit des Christenmenschen und die Erfüllung aller Gebote. Wer nämlich das erste Gebot erfüllt, der erfüllt leicht alle anderen Gebote. Die Werke aber sind ohne Leben, sie können Gott nicht ehren, obwohl sie zur Ehre Gottes, im Glauben, geschehen sollen. Aber wir suchen jetzt nicht das, was geschieht, nämlich die Werke, sondern den, der

ehrt und die Werke hervorbringt – das ist der Glaube des Herzens, die Hauptsache und das Wesen unserer ganzen Gerechtigkeit. Daher ist es eine gefährliche und finstere Lehre, die uns lehrt, mit Werken die Gebote zu erfüllen, wenn nämlich die Gebote schon erfüllt sein müssen (durch den Glauben), bevor überhaupt ein Werk geschieht ...“²

Damit sind Zentrum und Angelpunkt beschrieben, die die besondere Art der christlichen Freiheit ausmachen. Gott ehren, das heißt, ihm seine Heilstat glauben – gegen allen anderen Augenschein, gegen die Zweifel der eigenen Seele, gegen die Anklagen des Gewissens. Denn die Erkenntnis der menschlichen Wirklichkeit und des eigenen Unvermögens führt in die Verzweiflung. Wer nicht glaubt, macht Gott zum Lügner; wer meint, mit eigener Kraft etwas zu seiner Seligkeit beitragen zu müssen, entwertet Christi Heilswerk.

Denn Gott schreibt das Verdienst Christi dem Menschen gut und bezahlt damit dessen Schuldkonto. Das ist der fröhliche Wechsel, aus dem die Freiheit eines Christenmenschen folgt.

Wenn der Christ im Vertrauen diesen Wechsel akzeptiert, kann ihm nichts seine Seligkeit zunichte machen; er hat teil am priesterlichen und königlichen Amt Christi: durch das königliche Amt wird er – der Welt mächtig, durch das priesterliche – Gottes. Luther macht auch gleich noch eine Anmerkung über die *Predigt*: Sie soll solchen Glauben wecken! Nur das. Nicht Mitleid mit dem leidenden Christus, nicht Haß auf die Juden oder ähnliches, das wäre Verkehrung des göttlichen Willens. Durch die Predigt soll der Christ fröhlich werden, seines Glaubens gewiß – denn im Glauben hat er den Feind des Lebens – den Tod – überwunden.

Nachdem Luther diesen Adel der Freiheit beschrieben hat, spricht er auch von der Kehrseite, die den Christen jedermann untertan macht. Der gerechtfertigte Christ ist wie Adam und Eva im Paradies. Auch sie haben gearbeitet. Sie taten es aus Liebe zu Gott, nicht um noch gerechter zu werden. Der Gerechtfertigte ist der Mensch im Paradies, er arbeitet um Gottes willen, nicht um seiner Reputation willen. Um Gottes willen muß der Christ dem Nächsten zum Christus werden.

„Aus dem allem folgt der Schluß, daß ein Christenmensch lebt nicht in sich selbst, sondern in Christus und seinem Nächsten. In Christus durch den Glauben, im Nächsten durch die Liebe. Im Glauben fährt er über sich zu Gott, aus Gott fährt er wieder unter sich durch die Liebe und bleibt doch immer in Gott und göttlicher Liebe.“³

Mit anderen Worten: Der Glaube an das Heilswerk Gottes befreit den

Christenmenschen zur unmittelbaren Gottesbeziehung *und* zur hingebenden Nächstenschaft. Solche christliche Dienstbarkeit erwächst erst aus der geschenkten Freiheit der gnädig Gerechtfertigten. Ein solches Handeln wird dann zum Gottesdienst, wenn es aus Liebe zu Gott geschieht und nicht aus Angst vor dem Gesetz oder aus egoistischen Motiven.

III.

Das mit dieser Freiheit verbundene Risiko

Die Kirchengeschichte ist kein nur rühmliches Kompendium über den Gebrauch solcher Freiheit. Wer z. B. über das Schicksalsjahr 1933 nachdenkt, kann es mit Händen greifen: Hier stellte sich die Frage der christlichen Freiheit in so unmittelbarer Form, daß sie zum Probestein für die Glaubwürdigkeit der christlichen Botschaft überhaupt werden mußte. Es wurde deutlich, daß die Freiheit plötzlich nicht mehr nur das selbstverständliche Recht war, Gottesdienste zu halten und Kinder zu taufen, sondern dazu ermutigte, vor Gewalttäter, vor kleine und große Potentaten zu treten und die Wahrheit Gottes zu bezeugen — sei es im Widerstand gegen die kirchlichen Staatskommissare, gegen den Arierparagraphen, gegen bestimmte Publikationen, gegen die Judenverfolgung, gegen die Vernichtung behinderter Menschen. Es war ein bitterer Kelch, der in dieser Schule Gottes geleert werden mußte. Es war eine Lehre, die keinen zum Meister werden ließ, aber viele zu tapferen Mitarbeitern und Zeugen des lebendigen Gottes befreite. Und es gibt viele Gegenden auf unserer Erde, wo die Kirchen heute in ähnlicher Lage oft in noch viel bedrängenderen Situationen sind.

In solchen Augenblicken bewährt sich diese Freiheit, gerade weil es dann scheinbar kein äußeres Freisein mehr gibt; diese Freiheit kann in Konflikte führen und eine Blutspur nach sich ziehen. Indessen ist sie kein Programm für Revolutionarismus oder politischen Widerstand. Aber sie erwächst aus der Erkenntnis, daß die vielen irdischen Herren nichts sind gegen den einen Herrn der Welt. Von Freiheit zu sprechen, wenn sie nichts kostet, ist leicht. Natürlich können ruhige Zeiten auch ein kostbares Geschenk Gottes sein, das es dankbar zu nutzen gilt. Aber vergessen wir dabei nicht, daß es eine Freiheit der Gebundenen gibt, die durch keine menschlichen Fesseln und Zwänge eingeschränkt werden kann und damit eine leuchtende Auslegung des ersten Gebotes ist.

Bismarck hat den Deutschen einen Mangel an Zivilcourage vorgeworfen,

bei allem Respekt vor ihrer soldatischen Courage. Er hatte nämlich erkannt, daß die letztere ohne die erste nicht viel wert ist. In der Tat kann es riskanter sein, aus einsamer Gewissensentscheidung heraus tapfer für die menschliche Freiheit einzutreten, als mit vielen anderen zusammen auf Befehl sich in ein Schlachtgemenge zu begeben. Die Würde des Menschen darf keinem Zweck geopfert werden. Sie hat ihren Grund letztlich darin, daß alle Menschen zum Bilde Gottes geschaffen sind und das Gütezeichen seiner Liebe tragen. Das Lebensopfer des Gottessohnes Jesus weist das aus.

Von daher sind Luthers Schriften an den christlichen Adel, an die Ratsherren deutscher Städte, an Fürsten und andere hohe Herren zu verstehen, in denen er sie auf ihr christliches Gewissen ansprach und zugleich ermutigte, ungerechte Verhältnisse zu verändern. Er entwickelte keine politischen Programme aus dem Evangelium. Aber er mahnte und warb darum, die Intentionen des Evangeliums in politische Wirklichkeit umzusetzen. Gerade indem er die politisch Mächtigen mit ihrer Kompetenz achtete, sie aber auf ihre Verantwortung vor Gott anredete und ihnen zugleich die Not des Volkes vor Augen führte, leistete er auch einen riskanten sozialanwaltlichen Dienst, der uns *heute* vor die Frage stellt, zu welchen konkreten Schritten *uns* die geschenkte Freiheit verpflichtend herausfordert.

So wichtig und notwendig freilich die bürgerliche Freiheit, die Freiheit der Verfassung, die soziale Gerechtigkeit und ihre nationale und internationale Beachtung von uns eingeschätzt werden müssen, so sehr wir gerade für die eintreten, die in irgendeiner Art der Unfreiheit und Unterdrückung leben müssen, und ihnen – so gut wir können – unsere Hilfe gewähren, so sehr müssen wir doch immer wieder nach dem Grund der wirklichen Freiheit fragen. Sie ist eben mehr als die Resignation in die Notwendigkeit, und auch mehr als die Berechtigung, überall seine Meinung frei heraus zu sagen, ohne dafür mit Sanktionen bedroht zu werden. Die christliche Freiheit und der Kampf um die Menschenrechte sind nicht einfach identisch.

IV.

Die verpflichtenden Folgen der Freiheit

1. Dank und Demut

Mancher hält Demut für unvereinbar mit der Erhabenheit der Menschenwürde. Aber was ist das für eine „Menschenwürde“, die sich der Rechenschaft vor Gott und der Beugung unter seinen Willen versagen möchte?

Nicht erst im Dritten Reich kam die Meinung auf, geistig behinderte Menschen seien z. B. eine Beleidigung des Menschenbildes und deswegen aus der Volksgemeinschaft zu eliminieren. Nicht erst damals meinte man – humaner formuliert –, unheilbar Kranke von ihrem „lebensunwerten“ Dasein durch aktive Sterbehilfe erlösen zu müssen. Heute wird in vielen Ländern, mit unterschiedener Abgrenzung gegen die Übeltaten der Hitlerzeit, im Namen der Menschenwürde verlangt, jedem ein Recht auf seinen würdigen Tod zu geben. Vieles spricht dafür, denn das Greuelgemälde einer Existenz, die nur noch durch Apparate am Leben gehalten wird, muß abschrecken. Aber merken wir eigentlich, daß wir bei der Freigabe der Tötung auf Verlangen – ein Verlangen, das sogar dann als gegeben angenommen werden soll, wenn der Betroffene seine Meinung nicht mehr äußern kann – in Gottes Freiheit eingreifen? Darf christliche Freiheit dazu herhalten, im Namen der Menschenwürde zu töten? Berechtigt christliche Liebe zur Tötung ungeborenen Lebens oder zur Mithilfe dabei? Auf solche Fragen muß evangelische Seelsorge von Fall zu Fall konkret antworten. Denn auch das gehört zur christlichen Freiheit: um des Menschen willen nicht jeden Schritt mitzugehen, den Wissenschaft und Technik eröffnen. Der Verzicht auf Manipulation des Menschen hat hier seinen von der Freiheit gebotenen Platz.

Demut rückt nämlich die Welt erst ins rechte Licht, sie öffnet die Augen für das Mögliche und läßt uns im anderen Menschen Bruder und Schwester sehen, mag er häßlich, widerlich, kriminell sein; mag er uns bedrücken oder verleumden, ja sogar quälen und foltern. Die Edlen und Klugen haben wir gern zu Freunden, die anderen weniger. Aber auch diese anderen gehören genauso zu der Welt, die Gott geliebt hat. Auch dazu hat Luther Eindrückliches gesagt: „Wir sind jedermann Ehre schuldig... Wie ich dem Herrn Christus die Ehre gebe, also soll ich meinem Nächsten auch tun. Das zeigt sich nicht allein in äußerlichen Gebärden wie, daß ich mich gegen ihn verbeuge und dergleichen; sondern vielmehr inwendig im Herzen, daß ich viel von ihm halte, wie ich von Christus viel halte. Wir sind Tempel Gottes, wie Sankt Paulus spricht 1. Kor. 3,16. Denn der Geist Gottes wohnt in uns. Wenn wir nun vor einer Monstranz und des heiligen Kreuzes Bild niederknien, warum sollen wir es nicht vielmehr tun vor einem lebendigen Tempel Gottes? Also lehrt uns auch Sankt Paulus Röm. 12,10, daß einer dem andern zuvorkommen soll mit Ehrerbietung; also, daß sich ein jeglicher unter den andern setze und ihn emporhebe. Die Gaben Gottes sind mannigfaltig und ungleich, daß einer in einem höheren Stande ist als ein anderer; aber niemand weiß, welcher vor Gott der Höchste ist: denn er kann wohl

einen, der hier im allergeringsten Stande ist, dort am höchsten heben. Darum soll sich ein jeglicher, wenn er gleich hoch empor sitzt, herunter werfen und seinem Nächsten die Ehre bieten.“⁴

Demut hängt unmittelbar mit dem Dank zusammen, der uns der Heils-taten Gottes eingedenk sein läßt. Demut und Dank lassen uns unser Leben unmittelbar vor Gott führen und auch den Platz dankbar annehmen, auf den Gott uns gestellt hat – genauso annehmen wie die Menschen, die er uns verordnet: sympathische und unsympathische.

2. Einsamkeit

Wer versichert sich nicht gern einer Anzahl von Weggenossen? Wenn viele das Gleiche denken, gewinnt die eigene Meinung an Kraft; wenn viele schwere Entscheidungen mittragen, lassen sich diese leichter fällen. Wenn wir der Zustimmung anderer gewiß sind, ist es weniger riskant, mutig zu sein.

Aber es kommt nicht darauf an, das Gefällige zu sagen, sondern das Richtige. Nicht Beliebiges sollen wir tun, sondern das Notwendige. Wenn wir in der Entscheidung stehen, stehen wir unmittelbar vor Gott.

Bei aller Sympathie für die Demokratie muß klar bleiben: es gibt Entscheidungen, die dem Mehrheitsvotum entzogen sind und die sich auch nicht an andere delegieren lassen. Der Arzt kann sich nicht mit dem Urteil seiner Kollegen entschuldigen, er muß für seine Entscheidung einstehen. Für den Soldaten kann es Situationen geben, in denen ihm sein Gewissen gebietet, gegen Befehle zu handeln. Der Richter entscheidet über Schicksale, wie darf er sich hinter andere zurückziehen, wenn er urteilt?

Der Pfarrer kann die Entscheidung nicht dem Kirchengemeinderat überlassen, ob er in dem ihm aufgetragenen „Amt der Schlüssel“ binden oder lösen soll.

Gleichgültig, ob unsere Verantwortung eng oder weit gespannt ist, wir müssen uns als Christen vor dem Angesicht Gottes entscheiden, ihm sind wir letztlich Verantwortung schuldig. So führt die Freiheit des Christen in die Einsamkeit vor Gott und läßt ihm die Fürbitte einer Gemeinschaft umso dringender werden.

Überhaupt gebührt dem *Gebet* nach dem Zeugnisauftrag der höchsten Rang. Dazu Luther: „Die christliche Kirche auf Erden hat nicht größere Macht noch Werk als solch gemeinsames Gebet gegen alles, was ihr Anstoß geben mag. Das weiß der böse Geist wohl; darum tut er auch alles, was er vermag, dies Gebet zu verhindern. Da lässet er uns hübsch Kirchen bauen,

viel stiften, pfeifen, lesen und singen, viel Messe halten und des Gepränges ohne alles Maß treiben. Dafür ist es ihm nicht leid, ja er hilft dazu, daß wir solche Wesen als das Beste achten und denken, wir habens damit wohl ausgerichtet. Aber wenn dies gemeinsame, starke, fruchtbare Gebet daneben untergeht und durch solches Gleißeln unvermerkt ausbleibt, dann hat er, was er sucht.“⁵

3. *Liebe als gelebter Glaube*

Liebe ist ein Kernstück der christlichen Freiheit. Eine erzwungene Liebe kann es ebensowenig geben wie ein befohlenes „Sich-frei-fühlen“.

Luther nennt die Liebe die Klammer zwischen Himmel und Erde. Darum ordnet er den Glauben an Gott und die Liebe zum Nächsten einander zu – beide als Ausdruck der Freiheit. Aber der Glaube macht die Liebe erst möglich. Nur weil sich der Christ auf den Gott des ersten Gebotes berufen kann, weil er ihn beim Wort nehmen kann – gegen allen Augenschein, gegen alle widerstehenden Anfechtungen, gegen sich selbst und gegen den Teufel, kann er sich der Welt zuwenden, kann er lieben und für den nächsten dasein. Ja – er muß es tun; die Liebe Gottes drängt ihn dazu. Die Aufhebung der Angst vor Menschen befreit zur Liebe gegenüber den Menschen. Wenn die Märtyrerakten der Alten Kirche und der jüngsten Vergangenheit von Christen berichten, die in Verfolgung, Gefangenschaft und Folter ihre Peiniger nicht verfluchten, sondern für sie beteten und noch im Leiden nicht nachließen, ihnen die Liebe Gottes zum Be-greifen nahezu-bringen, so ist das keine Haltung, die geübt oder gefordert werden kann. Aber hier erweist es sich, wie die geschenkte Freiheit sich erst in der Feindesliebe vollendet. Denn „die Liebe kennt ihren Feind und weiß zwischen ihm und dem Geschöpf Gottes wohl zu unterscheiden; darum wird sie sich nimmer abkehren vom Geschöpf, weil es böse sei, vielmehr kehrt sie sich vom Bösen im Geschöpf ab, um ihm das Geschöpf abzurufen“ (Reinhold Schneider).

Auch der Alltag der Diakonie gehört hierher. Weder das soziale Interesse einiger „Genies der Nächstenliebe“ noch das sogenannte Helfersyndrom, das seinen Grund in der Sehnsucht des Helfers nach Macht und Überlegenheit haben soll, eignen sich zur Erklärung der Diakonie. Das Stuttgarter Schuldbekenntnis enthält den Satz, wir hätten nicht brennend genug geliebt. Dieses Bekenntnis hat damals den Weg in die Ökumene wieder geöffnet. Aber es gilt heute nicht weniger als damals. Auch das hängt mit der Freiheit zusammen. Deswegen haben wir nicht brennend genug geliebt,

weil wir nicht frei genug waren zur Tapferkeit des Herzens. Nicht eine Diktatur ist dafür schuldig zu sprechen; vielleicht erhielt die Diktatur ihre Überlebenschmöglichkeit erst dadurch, daß die Christen nicht aus der Freiheit lebten, zu der Gott sie befreit hatte. Immer steht die Kirche in der Gefahr, ihre Freiheit zu gering zu achten, sich in gängige Denkmodelle einzufügen oder an politische Erwartungen anzupassen und dabei die Liebe zu verraten.

Nur wenn die Kirche und ihre Diakonie bei ihrer Sache bleiben, dann können ihr keine fremden Herren und keine falschen Maßstäbe etwas anhaben. Denn die Christen sind frei, noch bevor ihnen eine bürgerliche Freiheit garantiert wird, und sie bleiben frei, selbst wenn ihnen eine solche verweigert würde.

In den Präambeln vieler Diakoniegesetze heißt es, die Diakonie sei Lebens- und Wesensäußerung der Kirche. Mit dieser Formel wurde im NS-Staat gegen drohende Eingriffe mit Erfolg argumentiert. Aber der Satz muß immer wieder neu mit Leben erfüllt werden; denn Diakonie ist eben nicht einfach Sozialarbeit, auch wenn mancher diese Vorstellung hat. Sie ist schon gar nicht das Öl, das, in die Maschine eines modernen Staates gegossen, diese gleitfähig erhält – was übrigens auch eine Überschätzung eigener Möglichkeiten bedeutete. Diakonie ist keine revolutionäre Einrichtung, wenn sie sich auch in einem Revolutionsjahr (1848) durch Wichern neu konstituiert hat und manche ihrer Auswirkungen auf lange Sicht umwälzender wirken als die meisten Revolutionen. Aber solche Umwälzungen vom Hassen zum Lieben, von der Menschenverachtung zum versöhnenden Mit-leiden (Sympathie) mit den Bedrängten sind keine Superleistungen edler Menschlichkeit, sondern Früchte des Glaubens an Gott, der mit Christus die große Wende eingeleitet hat.

Darum gibt es ohne Kirche keine Diakonie. Denn ohne Hören auf die der Kirche anvertraute Heilsverkündigung entfaltet sich kein Glaube. Hier schließt sich ein Glied ans andere. Der Mittelpunkt der evangelischen Kirche ist die Verkündigung von Tod und Auferstehung Jesu, das Bekenntnis, daß Gott uns durch den Glauben selig machen will, und die Überzeugung: wir sind frei durch diesen Glauben von allen weltlichen Rücksichtnahmen, aber auch von der eigenen Eifrigkeit, die meint, es durch ihre Aktivität mit Furcht und Zittern doch noch schaffen zu müssen, um selig zu werden. Aus dieser Befreiung allein erwächst die Kraft, sich dem anderen, auch Unsympathischen, ungeteilt und „einfältig“ zuzuwenden, weil er nämlich einer von denen ist, denen Gottes Erlösungswerk auch gilt.

So wird Diakonie — von manchem mißverstanden als Produktionsbetrieb verdienstlicher Werke — zu einer Gestalt des Glaubenszeugnisses der Kirche. Zwar mag ihre missionarische Kraft den Unglauben der Welt nicht radikal zu überwinden, aber auch hier gilt, was Wichern über den Kirchenbesuch seiner Zeit gesagt hat: „Geben wir auch zu, daß keineswegs in allen Fällen das Christentum eines Menschen nach dem Besuch des öffentlichen Gottesdienstes bemessen werden dürfe, ... so bleibt doch der Fall unstreitig eine Ausnahme, daß das Christentum sich im *Nicht*-Besuche des Gottesdienstes ... dokumentiert.“⁶

Mit anderen Worten: Die Diakonie kann die Kanzel nicht ersetzen, die von ihr verabreichten Tabletten vermögen den Glauben nicht einzuflößen. Aber eine noch so methodisch moderne und technisch perfekte Diakonie hätte den Todeskeim in sich, wenn ihre Mitarbeiter nicht davon leben wollten, daß Gott sie zu Handlangern für das Heil ihrer Mitmenschen berufen hat.

Albert Schweitzer hat recht: „Der letzte Entscheid über die Zukunft einer Gesellschaft liegt nicht in der größeren oder geringeren Vollendung ihrer Organisation, sondern in der größeren oder geringeren Wertigkeit ihrer Individuen. Auf die Füße kommt unsere Welt erst wieder, wenn sie sich beibringen läßt, daß ihr Heil nicht in neuen Maßnahmen, sondern in neuen Gesinnungen besteht.“

Wir sind den Menschen, die sich uns anvertrauen, wir sind der Umwelt, die uns zusieht, unser gelebtes Zeugnis der uns geschenkten Freiheit schuldig.

Zwei Zitate aus der Weltkirchenkonferenz in Uppsala mögen das noch verdeutlichen:

„Ich glaube, daß wir im Hinblick auf die große Spannung, die einerseits zwischen der vertikalen Interpretation des Evangeliums mit seiner Betonung von Gottes erlösendem Handeln im Leben des einzelnen und andererseits der horizontalen Interpretation mit dem Schwerpunkt auf den menschlichen Beziehungen in der Welt besteht, aus dem ziemlich primitiven Hin- und Herschwanken von einem Extrem zum anderen herauskommen müssen; das ist einer Bewegung nicht würdig, die ihrem Wesen nach die Wahrheit des Evangeliums in seiner Fülle zu erfassen sucht. Ein Christentum, das seine vertikale Dimension verloren hat, hat sein Salz verloren; es ist dann nicht nur in sich selbst fade und kraftlos, sondern auch für die Welt unnütz. Hingegen würde ein Christentum, das sich allein auf die vertikalen Dimensionen konzentriert, um vor seiner Verantwortung für das gemeinsame

Leben der Menschen zu fliehen, eine Verleugnung der Inkarnation sein, der Liebe Gottes zur Welt, die in Christus handgreiflich geworden ist.

Das ganze Geheimnis des christlichen Glaubens liegt darin, daß der Mensch in seinem Mittelpunkt steht, weil Gott in seinem Zentrum steht. Wir können nicht von Christus als dem Menschen für andere sprechen, der von Gott kam und für Gott lebte“ (W. A. Visser't Hooft).

„Der Weg zum vollen Menschsein ist nicht der der Selbstbehauptung, sondern der des absterbenden Weizens. Dieser Umweg ist der kürzeste und der einzige Weg zum vollen Menschsein. Wenn dieser Umweg nicht gemacht wird, wird unsere Welt früher oder später den Preis dafür zahlen müssen. „Sucht den Vorteil der anderen und nicht euren eigenen. Ihr sollt die Einstellung von Menschen haben, die mit Jesus Christus verbunden sind“ (Phil. 2,4 f.)“ (H. Berkhof).

V.

Die Freiheit und der Tod und was danach kommt

Für Luther ist die Überwindung des Todes durch Christi Sterben einer der Hauptpunkte seines Denkens. Darauf ist die Rede von der Rechtfertigung allein aus Gnade aufgebaut, daraus leitet sich der Kampf gegen die Werkgerechtigkeit her, darum kann er sagen, daß die Werke tot seien und nichts zur Seligkeit beitragen. Darum kann er von der fröhlichen Freiheit der Christen sprechen, weil sie teilhaben an der todesüberwindenden Kraft Christi.

Vielleicht hat manches, was uns an der Kirche und ihren Vertretern leiden läßt, seinen Ursprung in der Auferstehungs-Vergessenheit ihrer Predigt und unseres Glaubens. Eine Diakonie-Verdrossenheit wäre die unvermeidliche Folge. Denn Diakonie ist die praktizierte Botschaft vom Leben und eine Untermalung von Luthers Osterlied: „Die Schrift hat vermeldet das, wie ein Tod den andern fraß, ein Spott aus dem Tod ist worden.“

Wie die Wirklichkeit des Glaubens erkennbar wird in den Stationen des Lebens, so auch die christliche Freiheit: sie muß sich alle Tage erneuern, sonst wird sie ungenießbar, wie das Manna in der Wüste, das nicht für den anderen Tag aufgehoben werden durfte. Den Stationen des Leides kommt hier eine besondere Bedeutung zu. Sie können zu Hochschulen der Glaubenserfahrung und der Liebesentfaltung werden. Weil die Stunde des Todes nur Gott allein kennt, gilt es, den Glauben täglich zu bewähren und die

geschenkte Freiheit auszukaufen, solange es Tag ist. In der ersten seiner Invokavitpredigten (1522), mit denen Luther die bilderstürmenden Wittenberger wieder zur Vernunft bringen wollte, zeigt er den Christen vor dem Gericht Gottes: „Wir sind allesamt zu dem Tod gefordert und wird keiner für den andern sterben, sondern ein jeglicher in eigener Person für sich mit dem Tod kämpfen. In die Ohren könnten wir wohl schreien. Aber ein jeglicher muß für sich selbst geschickt sein in der Zeit des Todes — ich würde dann nicht bei dir sein, noch du bei mir. Hierin so muß ein jedermann selber die Hauptstück so einen Christen belangen, wohl wissen und gerüstet sein...“⁷

Er fährt dann fort: „Zum dritten müssen wir dann auch die Liebe haben, und durch die Liebe einander tun, wie uns Gott getan hat durch den Glauben, ohne welche Liebe der Glaube nicht ist. Wie St. Paul sagt 1. Cor. 13: ‚Wenn ich gleich als der Engel Zungen hätte und könnte aufs allerhöchste vom Glauben reden und hab die Liebe nit, so bin ich nichts‘. Allhier lieben Freunde ist es nicht sehr gefehlt und spüre in keinem die Liebe, und merke fast wohl, daß ihr seid Gott nicht dankbar gewesen um solchen reichen Schatz und Gabe ... Also lieben Freunde, das Reich Gottes steht nicht in Rede oder in Worten, sondern in der Tätigkeit, das ist in der Tat, in den Werken und Übungen (!). Gott will nicht Zuhörer und Nachredner haben, sondern Nachfolger und über das in dem Glauben durch die Liebe. Denn der Glaube ohne die Liebe ist nicht genugsam, ja ist nicht ein Glaube, sondern ein Schein des Glaubens, wie ein Angesicht im Spiegel gesehen, ist nicht ein wahrhaftiges Angesicht, sondern nur ein Schein des Angesichts.“⁸

Wie hatte er doch seine Schrift über die Freiheit eines Christenmenschen geschlossen? „Aus dem allen folgt der Schluß, daß ein Christenmensch nicht in sich selbst lebt, sondern in Christus und seinem Nächsten; in Christus durch den Glauben, im Nächsten durch die Liebe. Durch den Glauben fährt er über sich in Gott, aus Gott fährt er wieder unter sich durch die Liebe und bleibt doch immer in Gott und göttlicher Liebe.“

„Der Jüngste Tag ist nun nicht fern“. heißt es im Choral und: „Ach lieber Herr, du machst es lang mit deinem Jüngsten Tag“. Ist uns die Zuversicht, die Freude, die Hoffnung auf den Jüngsten Tag abhanden gekommen?

Aber gerade die aus dieser gefüllten Perspektive erwachsende Gewißheit des Glaubens, die in Christus gesicherte Freiheit lassen uns in dieser Welt der Sünde und des Todes tätig sein. In unserem Reden *und* Handeln, in unserer gesamten Existenz muß etwas von dem hellen Licht der Welt Gottes spürbar

sein, sonst machen wir die Welt höllisch und wirken Gott geradezu entgegen, der sie — erstaunlicherweise sogar mit unserer Mitarbeit — himmlisch machen will.

Weil Christus nicht vergeblich gestorben ist, können wir unserer Umwelt etwas von der empfangenen Liebe Gottes weitergeben, indem wir handeln und leben *sub specie aeternitatis*, d. h. in froher Erwartung des Jüngsten Tages.

Zwar können wir den Tod nicht aus der Welt schaffen — aber seine Macht ist gebrochen. Darum ist keine Mühe vergeblich, die sich gegen das Tödliche in dieser Welt richtet. Überall da, wo Tränen getrocknet, Gedemütigte aufgerichtet, Ausgesonderte und Einsame in unserer Gemeinschaft herzlich aufgenommen, Hungrige gespeist und Sünder zur Buße ermutigt werden, überall da, wo wir um unserer Menschenbrüder willen Lasten und Mißhelligkeiten, vielleicht sogar einmal Verfolgung auf uns nehmen und um der Würde des Menschen willen als Gottes oberstem Geschöpf den Mächtigen entgentreten und den eigenen Gewohnheiten entgegen handeln, überall da, wo wir Wege der Menschlichkeit finden, um Armen zu helfen, wo wir uns in die Solidarität mit Diskriminierten begeben, werden Zeichen der befreienden Liebe Gottes in der Welt gesetzt — aus der Freiheit von Christenmenschen, die sein Werk mit Lust und Liebe weitertreiben. Sie können es nur, weil sie ihre Sorgen auf Christus werfen. „Ach! Wer das Werfen wohl lernen könnte, der würde erfahren, daß es gewiß also sei. Wer aber nicht lernt solch Werfen, der muß bleiben ein verworfener, zerworfener, unterworfener, ausgeworfener, abgeworfener und umgeworfener Mensch!“ (Luther).

Anmerkungen

- 1 Dietrich Bonhoeffer, Ges. Schr. III, S. 52 ff.
- 2 Martin Luther, Studienausgabe Bd. 2, Berlin 1982, S. 276, *De Libertate christiana*.
- 3 ebd. S. 305, *Von der Freiheit eines Christenmenschen*.
- 4 WA 9, 737.
- 5 WA 6, 339, 3–11.
- 6 Wichern, *Sämtliche Werke*, Bd. III, 1, S. 145.
- 7 Luthers Werke, ed. Clemen, Bd. 5, 363 f.
- 8 ebd.